



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

abenteuerlichen Schritt, ins Ausland zu fliehen, hätte überreden lassen. Die Sehnsucht nach ihr, nach ihrer bloßen Nähe machte ihn zuweilen so schwach, daß er sich selber sagte, er sei jetzt bereit, jegliche Erniedrigung zu dulden, wenn sie ihn nur wieder eines sanften Blickes würdigen wolle; und doch wußte er während der ganzen Zeit, daß er unter denselben Umständen wie die, unter denen sie zuletzt miteinander gesprochen hatten, wieder genau ebenso handeln würde. Konnte sie — obwohl sie ihn so lieb hatte — ihre Natur nicht verändern, so konnte er, wie leidenschaftlich verliebt er auch war, die seine nicht ändern. Es war besser, das Feuer in seinem Innern wüten zu lassen, bis es verzehrt hatte, was zu verzehren war, als daß sein Weg den ihren wieder kreuzte! — Sie, die — er mochte ihr Verhältnis zueinander drehn und wenden, wie er wollte — doch immer gleich rettungslos von ihm getrennt war.

Der ganze lange, heiße Sommer war geradezu unerträglich gewesen — und die Leute, die unter Kapitän Percy dienten oder mit ihm zu tun hatten, waren — wenn sie sich darüber hätten äußern sollen — auch nicht auf Rosen gebettet gewesen! — bis in den August hinein —, und da wurde das Ganze plötzlich noch unerträglich. Denn da geschah es, daß ein Brief von Lady Elizabeth an die alte Anna kam, den zu lesen sich Harry — nachdem er mehreremale der Versuchung widerstanden hatte — schließlich das Recht erzwang, und den er dann ohne weiteres befiel.

Der Brief, der nicht einmal auf den unglückseligen Besuch in Anwick hindeutete, war mit Lady Elizabeths eigener schöner, langgestreckter Handschrift geschrieben und lautete also:

Wir sind jetzt in London, und es ist erstaunlich zu sehen, wie viele hohe Staatspersonen sich dazu bequemen, mir und Lady Northumberland ihre Aufmerksamkeit zu machen. Ich habe meinen eignen Spieltisch hier, ganz wie in Bath.

Seine Majestät sehe ich oft. Sonntag war Assemblée bei meiner Base, Lady Betty, und das war sehr amüßant. Nach dem Souper machte der K (König) Jagd auf mich rund um den Tisch herum, und als er mich eingefangen hatte, kitzelte er mich unter den Armen, bis ich schrie. Er ist immer sehr zuvorkommend gegen mich und hat mir erlaubt, ihn grand-père zu nennen.

Aber ich lache über Seine Majestät. Und ich werde nicht böse, wenn er mich damit neckt, daß ich meines Oheims Essex mauvais sang frondeur geerbt habe. Er meint nicht Lady Bessys Gemahl, der einem eingeschrumpften Apfel gleicht, sondern den, der ein Devereux war. Er sagt auch, ich hätte Ähnlichkeit mit den Wriothesleys. Eine echte Percy, sagt er, wäre viel ernsthafter und hätte ein viel längeres Gesicht. Ich dachte, S. M. sollte nur meinen Better Harry sehen.

(Und nachdem sie sich nun endlich — auf diesem langen Umwege — dazu bequemte hatte, Harrys Namen zu nennen, handelte der Brief wahrlich von nichts weiter als von ihm.)

Warum schreibst du mir nichts von Harry? — steht da mit unverhohlener Ungeduld. Was mache ich mir aus einem Gruß, den er mir niemals gesandt hat? Ich will wissen, ob er noch ebenso grimmig aussieht, ob er oft nach Newcastle oder Berwick reitet, und ob er des Abends zuhause bleibt. Ich will wissen, wie er aussieht, und ob er sich herabläßt, mit den gestickten Handschuhen zu gehn, die ich ihm im Mai schickte, ehe . . . (hier folgte eine energische Durchstreichung mit vielen Tintenklecksen) und worüber ihr beide spricht, wenn er zu dir auf dein Zimmer kommt. Ich bin dumm, schilt mich, weil ich dumm bin, aber antworte mir. Und wenn du nichts zu antworten hast, so denke dir etwas aus. Nein, tue das nicht. Schreibe nur, was wahr ist.

Den schönen schwedischen Grafen sehe ich oft. Sage Harry das. Niemand kann mir genau sagen, wieviele Meilen es von London nach Alnwick sind, obgleich ich viele danach gefragt habe.

Amelia sind zwei Backenzähne ausgezogen worden. Sie sagt, es hätte grimmig weh getan, und ich habe ihr selbst den Kopf gehalten.

Hier ist eine Locke von meinem Haar, liebe Mistreß Anna. Zeige Harry, wie dunkel das Haar seit dem Sommer geworden ist.

Ich bin, liebe Mistreß Anna, deine getreue und dir gewogne Herrin

Elizabeth de Percy.

Die alte Anna wußte wohl, für wen die kleine, braunrote Haarlocke bestimmt war, aber als sie ihr zum erstenmal abgefordert wurde, hielt sie doch tapfer stand, sprach von dem ersten Gebot und von the scarlet woman und von einem Böhdienst, der schlimmer sein könne als der der Papisten. Aber noch am Nachmittag desselben Tages ruhte, dessen ungeachtet, die umstrittne Reliquie auf Henry Percys Herzen. Aber als sie schrieb, erzählte Mistreß Anna Lady Elizabeth nichts weiter von Monsieur Harry, als daß er gesund aussähe und — dem Herrn sei Lob und Dank! — einen gehörigen Appetit habe. Aber seit dieser Zeit hatte Lady Elizabeth nicht wieder geschrieben.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Die Pforte und Bulgarien. Die Presse über den angeblichen Amerikanusch des Kaisers. Herr Clemenceau in Berlin, il faut avoir vu ça. Oberst von Deimling und die kapitolintischen Gänse Berlins. Erzellenz Dernburg.)

Die Situation auf der Balkanhalbinsel hat in der letzten Zeit ein ernsteres Aussehen sowohl durch den bulgarisch-türkischen Gegensatz als durch die griechenfeindlichen Ausschreitungen der bulgarischen Bevölkerung erhalten. In beiden Fällen ist es Bulgarien, das die Befürchtung erweckt, der bekannten Bismarckschen Warnung ungeachtet „das Streichholz“ sein zu wollen, das die so leicht entzündbaren Balkanfragen in Brand setzt. Man braucht dabei die Reibereien der Gebirgsbevölkerung nicht zu überschätzen. Oft liegen ihnen Räubereien einer Menschenklasse zugrunde, die überhaupt keinen Herrn anerkennen und sich keinem Gesetz unterordnen will. Bismarck hat im Jahre 1882 diese Gebirgsbevölkerungen dahin charakterisiert, daß sie von jeher die Neigung hätten, sich gegen die bei ihnen herrschende Regierung zu insurgieren, „weil sie eine staatliche Ordnung wegen der Hindernisse, die sie dem Räuberleben bereitet, überhaupt nicht lieben“. Die bulgarisch-türkischen Grenzkonflikte der neuern Zeit haben jedoch ein ernsteres Aussehen dadurch erhalten, daß reguläres bulgarisches Militär gegen türkische Truppen kämpft, und daß die bulgarische Regierung diesen Ausschreitungen durch Anhäufung von Truppen an der Grenze „zu Manöverzwecken“ einen eigentümlichen Hintergrund gibt. Der Umstand, daß Bulgarien nächst Rumänien dort die stärkste und am besten organisierte Armee unterhält, fällt dabei ebenso in das Gewicht wie die besondere staatsrechtliche Stellung des Fürsten dem Sultan gegenüber. Nach dem Berliner Vertrage ist der Sultan der Suzerän des Fürsten von Bulgarien, der der Anerkennung und der Bestätigung des Sultans bedarf. Für Dstrumelten dagegen gilt er der Hohen Pforte einfach als „Balk“.



anzubauern pflügen, als bis im Oktober auf dem Balkan der erste Schnee fällt. Aber in sechs Monaten ist das Frühjahr wieder da, das Europa in dieselbe Lage versetzen würde. Auch läßt sich nicht verkennen, daß der bevorstehende Besuch des Kaisers Franz Joseph in Bosnien schwerlich ohne stärkern Widerhall bei allen Balkanvölkern bleiben wird, die Fragen „des nähern Ostens“ könnten darum sehr wohl im Jahre 1907 der europäischen Diplomatie ernstere Beschäftigung bieten. Einstweilen aber wird man wohl auf ein Nachlassen der Spannung rechnen dürfen.

Eine gelegentliche Äußerung des Kaisers, daß er sehr gern einmal Amerika besuchen und den Präsidenten Roosevelt kennen lernen würde, ist von unsrer in bezug auf alles, was mit der Person des Kaisers zusammenhängt, geradezu nervösen Presse zu einer großen politischen Frage aufgebaut worden. Als ob der Kaiser nicht wie jeder Privatmann das Recht zu dem Wunsche haben sollte, gelegentlich Amerika kennen zu lernen! Bedarf er dabei wirklich der Belehrung durch die Presse, daß die Erfüllung dieses Wunsches für den deutschen Kaiser doch wohl unmöglich sein würde? Präsident Roosevelt hat, da er eine nochmalige Wahl bekanntlich nicht annehmen will, nach Erlöschen seines Amtes Muße genug, nach Europa zu kommen und bei dieser Gelegenheit auch den Kaiser kennen zu lernen. Es wäre sogar viel besser, wenn eine Begegnung erst dann erfolgte, wenn sie weder in England Eifersüchteleien noch in Amerika Mißdeutung hervorrufen könnte. Daß unsre Blätter diese vom Zaune gebrochne Erörterung benutzen, den Amerikanern zu sagen, daß der Kaiser bei ihnen vermutlich vielen Ungeschicklichkeiten ausgesetzt sein würde, und zugleich den Engländern, daß wir uns die Freundschaft, die sie uns versagen, auf diese Weise in Amerika holen würden, gehört zu den Absonderlichkeiten unsrer Pressepolitik. Sie könnte im vorliegenden Falle zu der bedauerlichen Folge führen, daß die ablehnende Haltung der deutschen Presse in dieser Frage in Amerika einen übeln Eindruck hervorruft. Die einsichtigen Amerikaner wissen ohnehin, daß der deutsche Kaiser so wenig nach Amerika reisen kann wie der Präsident der Vereinigten Staaten nach Europa. Wer Menschen regieren will, ob in der Republik oder in der Monarchie — muß seine Neigungen seinen Pflichten unterordnen, das ist von dem Begriff der Herrschaft unzertrennlich. Von der Presse aber ist es nicht taktvoll, eine einfache Höflichkeitsäußerung des Kaisers einem Amerikaner gegenüber sofort zu einer in unzähligen Zeitartikeln breitgetretenen Staatsaktion aufzubauen. Namentlich sollte man sich englischen Blättern gegenüber keine Blößen geben, die schon kein gutes Haar an uns lassen. Die Diplomatie, die vor und in Cronberg der Ansicht war, daß eine deutsch-englische Annäherung Zeit fordere, hat ihre Meinung nur zu schnell bestätigt gefunden. Die englische Publizistik läßt sich nicht beirren, Deutschland fortgesetzt der Bedrohung aller englischen Einflußsphären, in der Türkei, im Mittelmeer, in Persien und Gott weiß wo noch, zu bezichtigen. Die Times haben sich sogar einen Mitarbeiter zugelegt, der aus dem preussischen Übergang nach Alsen im Jahre 1864 die deutsche Bereitschaft zur Landung in England folgert. Nach vierzig Jahren! Es sind kuriose Klümpchen, die in der englischen Presse fortgesetzt vor Deutschland warnen, aber der Umstand, daß sie Aufnahme und Glauben auch für den größten Ansturm finden, kennzeichnet doch eine Richtung des öffentlichen Geistes in Großbritannien, mit der wir zu rechnen haben, und die durch die publizistische Entente der englischen und der französischen Presse gegen Deutschland an Bedeutung gewinnt.

Der französische Minister Clemenceau hat Berlin, das er sich einige Tage hindurch im striktesten Inkognito angesehen hat, vor Beginn der Taufe und der militärischen Festlichkeiten wieder verlassen. Es ist begreiflich, daß er am Sedantage nicht mehr in Deutschland weilen mochte. Er hat hier außer einem Besuch auf der französischen

Botschaft mit keiner offiziellen Persönlichkeit verkehrt, seine Cicerone scheinen in der Hauptsache französische Journalisten gewesen zu sein. Er hat sich auch in die überwiegend von der Arbeiterbevölkerung bewohnten Gegenden Berlins führen lassen, und es wird sein Ausspruch zitiert: il faut avoir vu ça.

Zur Zeit des deutschen Journalistenbesuchs in England hat man in deutschen Blättern tief sinnige Betrachtungen über die hohe Stellung der englischen Presse und ihre große Bedeutung im politischen Leben Großbritanniens lesen können. Vieles davon war übertrieben, andres ist durch die Kürze der Zeit, seit der wir uns in einheitlicher großmächtlicher Entwicklung befinden, sowie durch den bundesstaatlichen Charakter dieser Entwicklung erklärt. Immerhin dürfte die Ansicht richtig sein, daß in England weit mehr Unsinn über Deutschland als in Deutschland über England gedruckt wird. Allerdings hat ein nicht geringer Teil unsrer Presse in den letzten Monaten leider wieder den Beweis geliefert, daß sein Tummelplatz doch überwiegend die politische Kinderstube ist. Die Behandlung der Amnestiefrage, bezüglich deren ein bekannter Mitarbeiter eines Schweizer Blattes diesen liberalen und demokratischen Zeitungen mit Recht vorhielt, wie seltsam dem „Männerstolz vor Königsthronen“ das Drängen nach Gnadenerlassen zu Gesicht stehe, die Behandlung der Kolonialangelegenheiten, zuletzt die gekünstelte Aufregung über den Oberst von Deimling — das sind Dinge, die einer auf der Höhe ihrer politischen Aufgabe stehenden Presse doch nicht passieren dürften. Es mag ja ein Mangel sein, daß Oberst von Deimling einem ab irato gefaßten Reichstagsbeschlusse keine sakramentale Bedeutung zuerkennt. Er weiß ja ganz genau, daß die Bewilligung der Bahn Rubub-Kreetmannshoop weniger aus sachlichen Gründen als vielmehr aus Verstimmung verfaßt worden ist, und daß dabei mehr die parlamentarische Machtfrage als die vaterländische Einsicht im Spiele war. Aber es macht wirklich einen, gelinde gesagt, komischen Eindruck, wenn ein Berliner Blatt seine schönen Sonntagmorgenspalten mit gruseliger Entrüstung darüber anfüllt, daß der Kommandeur dem Reichskanzler „eine Verfassungsverletzung angedonnen habe“. Schon der Umstand, daß Oberst von Deimling „angefichts des ihm bekannten Reichstagsbeschlusses“ imstande gewesen ist, seine Anträge an das Oberkommando und an den Generalstab zu stellen, wird ihm als Kapitalverbrechen angeschrieben.

Die Herren vom Redaktionsstintensaß scheinen von den Pflichten eines Truppenführers seltsame Auffassungen zu haben. Ein Truppenführer, zumal in jenen Fernen, hat die Verantwortung für die ihm unterstellten Truppen, für deren Wohl und Wehe. Sieht er, daß Mann und Roß bitter Not leiden, oder daß wegen ungenügender Beförderung des Nachschubs die Operationen in nachteiliger Weise zum Stillstand kommen, so hat er die Pflicht, für die Abstellung der Mißstände zunächst durch Anträge bei der vorgesetzten Behörde Sorge zu tragen, gleichviel was immer der Reichstag mit seiner zufälligen Mehrheit beschlossen haben mag. Würde er das unterlassen, so würde er sich kriegsrechtlich verantwortlich machen, denn nicht Reichstagsbeschlüsse, sondern Befehle der Vorgesetzten binden den Offizier. Gott verhüte, daß es jemals anders werde! Hatte der Oberst von Deimling die pflichtmäßige Überzeugung gewonnen, daß die Eisenbahn für die Erhaltung der Truppe und für die Durchführung ihrer Aufgabe unabweislich notwendig ist, so würde er sich einer Pflichtverletzung schuldig gemacht haben, wenn er sie nicht beantragt hätte. Zudem geht sein Antrag nicht auf Fortführung der bis Rubub im Bau begriffnen Linie, sondern die Fortsetzung von Rubub aus sollte nach seinem Antrage als Feldbahn gebaut werden, d. h. als eine provisorische Einrichtung für Kriegszwecke. Der Reichstag konnte dann immer noch von neuem entscheiden, ob die Vollbahn über Rubub hinaus fortzuführen sei; im andern Falle war die Feldbahn nach Erreichung und

Sicherung des Kriegszwecks wieder abzubrechen. Gerade die Verherrlichung englischer Zustände durch unsere liberale Presse legt den Unterschied recht nahe, der in dieser Hinsicht zwischen Phrasen und Tatsachen besteht. Kein englisches Unterhaus würde einen Beschluß gefaßt haben wie der Reichstag hinsichtlich dieser Bahn, ganz abgesehen davon, daß kein englisches Unterhaus daran denkt, der Regierung für solche Zwecke etwas zu versagen oder der Kriegsleitung Vorschriften in Fragen zu machen, die sich der parlamentarischen Einsicht völlig entziehen. Wenn ein englischer Truppenbefehlshaber in Südafrika die Herstellung dieser Bahn trotz Parlamentsbeschluß dennoch beantragt, oder um seine Truppen nicht verhungern zu lassen, auf eigne Initiative hin als Feldbahn in Angriff genommen hätte, so würde es kein englisches Blatt von Ansehen geben, das ihn wegen „Verfassungsverletzung“ oder „Verführung der Regierung zur Verfassungsverletzung“ an den Pranger stellte. Im Gegenteil. Der Offizier würde die Anerkennung der öffentlichen Meinung seines Landes dafür finden, daß er den Mut der Verantwortlichkeit gehabt habe, so zu handeln, wie es die Notwendigkeit erheischte. Kein Befehlshaber kann vor seine Soldaten treten und ihnen sagen: Ja, Kinder, ihr verhungert und verdurftet, aber zu Hause das Parlament hat es so beschlossen! Hier darf getrost eingeschaltet werden: parlamentarisches Wesen mag Charaktere züchten, aber parlamentarisches Unwesen, wie wir es bei uns haben, vernichtet sie. Ein Feldzug in Afrika läßt sich überhaupt nicht von Berlin aus dirigieren, so wenig wie sich die Kolonien von Berlin aus verwalten lassen. Man rühmt der englischen Kolonialpolitik die Selbständigkeit der Gouverneure nach, und bei uns entscheiden zufällige Reichstagsmehrheiten über die Erfordernisse eines Feldzugs! Wenn die Engländer uns deshalb auslachen, so sind sie im vollsten Recht. Wir werden auch in Zukunft noch Männer brauchen, die wie York den Mut der Verantwortlichkeit von Tauroggen haben; was will dagegen eine Feldbahn besagen!

Nun vermag aber Oberst von Deimling die bösen Absichten, die die freisinnige Presse ihm zutraut, gar nicht einmal auszuführen, d. h. er kann die Feldbahn aus eigener Initiative nicht bauen, weil er draußen kein Material hat. Aus der Heimat aber kann es ihm nicht gesandt werden, weil der Reichskanzler selbstverständlich einem so bestimmt gefaßten Beschluß des Reichstags nicht zuwiderhandeln will. In andern Fällen würde Fürst Bülow vielleicht kein Bedenken getragen haben, die nachträgliche Zustimmung des Reichstags für die Feldbahn auf dem Wege der Indemnität einzuholen. Aber bei den schweren Mißständen, die sich gerade bei der Bekämpfung des südwestafrikanischen Aufstandes angehäuft und zu berechtigten Beschwerden des Reichstags Anlaß gegeben haben, ist ein solcher Schritt schlechterdings ausgeschlossen. Daß der Reichstag an diesen Mißständen zu einem großen Teile selbst die Schuld trägt, kann daran nichts ändern. Der Reichskanzler handelt verfassungsrechtlich richtig, wenn er die Anträge des Oberst von Deimling bei der allgemeinen Sachlage ablehnt, auch wenn sich der Oberst durch Pflicht und Gewissen gebunden erachtet, sie zu stellen. Das ist die einfache Sachlage. Es gehört wirklich der Doktrinarismus der deutschen linksliberalen, freisinnigen und demokratischen Presse dazu, daraus eine „Verfassungsverletzung“ oder dergleichen zu machen. Oberst von Deimling tat seine Pflicht, indem er die Anträge stellte, der Reichskanzler die seinige, als er sie ablehnte. Ob und wie weit die Fortführung der Bekämpfung des Aufstandes unter solchen Umständen möglich bleibt, das zu entscheiden ist ebenfalls die pflichtmäßig erwägende Obliegenheit des Kommandeurs. Militärisch richtig wäre es jedenfalls gewesen, wenn bei Ausbruch des Aufstandes im Süden der General von Trotha die ganze Linie Lüderitzbucht-Reetmanshoop sofort als Kriegsbahn in Angriff genommen hätte; der Feldzug wäre trotzdem billiger geworden,

als es jetzt der Fall ist, wo wir dem Kaplande tributpflichtig und militärisch von ihm abhängig wurden. Hätte die Kapregierung „aus Neutralitätsrückichten“ die Proviantausfuhr verboten, so hätten wir den Feldzug im Süden aufgeben müssen. Lebte Moltke noch, so wäre die sofortige Zuangriffnahme der Bahn wohl die erste militärische Maßnahme gewesen.

Bei Schluß dieser Zeilen kommt die Kunde, daß der Erbprinz Hohenlohe auf sein dornenreiches Amt verzichtet hat, und daß ein Bankdirektor sein Nachfolger werden soll. Über die Qualifikation des künftigen Kolonialdirektors läßt sich selbstverständlich nicht urteilen, bevor er am Werke ist. Es scheint aber, daß der Reichskanzler in ihm den eisernen Besen für die Kolonialverwaltung gefunden zu haben glaubt, den er selbst, wie alle Welt, wünscht. Auch auf den Erbprinzen Hohenlohe, der sich als Regent in fast souveräner Stellung viele Sympathien erworben hatte, wurden große Erwartungen gesetzt; es ist ihm nicht zu verargen, wenn er sich dabei nicht verbrauchen will. Jetzt mag ein tüchtiger Bankdirektor immerhin der geeignete Mann sein, aber in Zukunft wird unser Kolonialwesen doch bei einem geeigneten Soldaten liegen, Land- oder Seeoffizier. Ja, es ist vielleicht zu bedauern, daß sich die Seeoffiziere vom Kolonialdienste fast grundsätzlich fernhalten, während sie doch gerade in Kiautschou zeigen, daß sie auf diesem Gebiete Hervorragendes zu leisten verstehen. War es doch auch der Kommandant S. M. S. Habicht, der in Südwestafrika die ersten Maßnahmen zur Bekämpfung des Aufstandes euergisch und umsichtig organisierte. Jedenfalls sollten die Truppen sobald als möglich aus der Kolonialverwaltung ausscheiden und der Heeresverwaltung unterstellt werden, unter die sie gehören, schon damit Offiziere und Soldaten Angehörige des Heeres bleiben und nicht aus dem Heere ausscheiden müssen in dem Augenblick, in dem sie dem Vaterlande den schweren Dienst eines Kolonialkrieges zu leisten haben. Die Idee der „Schutztruppe“ war von vornherein verfehlt und erbt sich nun wie eine ewige Krankheit fort. Wir haben doch auch in Kiautschou keine „Schutztruppe“, sondern integrierende Teile der Marine. Wem an Ordnung in den Kolonien gelegen ist, der muß mit dem Unwesen der „Schutztruppe“ aufräumen, einem Begriff, der wohl für die Polizei, aber nicht für die Armee und ihre Angehörigen paßt. Das Requisitionrecht der Gouverneure kann daneben ebenso gut bestehen bleiben wie das der Zivilbehörden in der Heimat, es kann sogar weiter ausgedehnt werden. Aber im übrigen müssen kaiserliche Truppen Bestandteile der Armee und als solche der Armeeverwaltung untergeordnet bleiben. Es hat keinen Sinn, neben Heer und Flotte eine dritte Spezies bewaffneter Macht aufzustellen, die aus der Armee ausscheiden muß, um unter einer Zivilbehörde den Dienst als Soldaten zu tun! Auch widerspricht das der Verfassung, laut deren Artikel 63 die „gesamte Landmacht des Reiches ein einheitliches Heer“ bildet, das in Krieg und Frieden unter dem Befehle des Kaisers steht. Die Truppen in Südwestafrika sind aber doch nur ein über See transportierter Teil dieser Landmacht. \*g\*

Die Religionslosen. Der Gläubige ist kein Freund der modernen Naturphilosophie. Nicht mehr wie früher dient die Beobachtung der Natur dem vertieftesten religiösen Empfinden zur Läuterung. Wenn Swammerdam einst seine Werke als „Bibel der Natur“ bezeichnete, wenn auch Kopernikus und Newton fromme Geister gewesen sind: ihre Schüler wissen nichts von Religion. Die gemütvolle Auffassung der Welt als Kunst, als die persönliche Schöpfung eines Gottes, ist nüchternen Nützlichkeitsideen gewichen. Nur wenig Männer (wie Keiske oder Drieseh) bemühen sich, im zwanzigsten Jahrhundert das Erbe Eichhorns und Schäffers, Wrisbergs und Lyonets zu hüten.

Die Geschichte dieser traurigen Entwicklung ist kurz berichtet. Die Deszendenztheorie, deren Begründer die neue Bahn durch erkenntniskritische Erwägungen nicht zu begrenzen verstanden haben, mußte der Ursprung des abenteuerlichsten Materialismus werden. Leute wie Fritz Müller, Karl Vogt, Büchner, Weismann und Häckel wetteiferten miteinander in dem Bestreben, der Naturwissenschaft eine glaubensfeindliche Richtung aufzudrängen. Vergebens warnte Rudolf Virchow vor dieser „Aufklärungs“arbeit. Umsonst zeigten kühler denkende Menschen, daß gewagte Hypothesen nicht imstande sind, dem Volke einen moralischen Halt zu bieten. Und obgleich der Materialismus wissenschaftlich nicht mehr ernst zu nehmen ist: als agitatorisches Prinzip hat er längst gesiegt.

Seine Früchte beginnen zu reifen. Vor wenig Monaten berichtete man der aufmerksamen Welt von einem sonderbaren Beschluß der Bremer Volksschullehrer. Sie verlangten, daß der Religionsunterricht durch eine allgemeine Morallehre ersetzt werde. Viel wurde über diesen Beschluß debattiert. Die liberalen Zeitungen, die immer das Tiefsinnigste loben, freuten sich auch diesmal über den gelungenen Scherz. Und manche waren gar entrüstet ob der „reaktionären“ Bosheit, die die Bremer Leute verachtete. Während des ganzen Streites aber hat man immer auf eine Frage gewartet, die nicht ausgesprochen worden ist, obschon sie sich allen Einsichtigen hätte aufdrängen müssen. Eine Frage, die so recht dazu geeignet schien, den reformeifrigen Volksschullehrern die Luft am „Reformieren“ zu verbittern: Ihr wollt die Jugend nicht in Religion, sondern in Moral unterweisen. Vortrefflich; aber welche Moral meint ihr denn? Spinozas oder Leibnizens Grundsätze? Gefällt euch die Ethik Humes, oder huldigt ihr den kantischen Imperativen? Predigt ihr die pessimistische Sittlichkeitsauffassung Schopenhauers, oder preist ihr Nietzsche's „Willen zur Macht“? Wollt ihr der Jugend Hegels Staatsideale einprägen oder Stirners „Einzigen“ den Triumph der höchsten Weisheit gewähren? Wie versöhnt man, ihr klugen Männer, bei euch in Bremen diese abgrundtiefen Gegensätze? Wie wählt man aus dem Unendlich-Verschiednen eine einheitliche Moral? Und glaubt ihr, daß den Bremer Volksschullehrern gelingen werde, was den größten Denkern unausführbar dünkte: eine allgemein gültige Sittlichkeit ohne religiöse oder metaphysische Voraussetzungen aus bloßer Vernunft zu begründen? Wenn man diesen Stein der Weisen unter der Assistentz siebenjähriger Kinder auffinden will — dann ist es freilich gut, ihn frühzeitig zu suchen. Wer Blei in Gold verwandeln und kreisrunde Dreiecke formen soll, möge in der Jugend beginnen, damit er es im Alter wenigstens zu einer schönen Hoffnung bringe.

Wir zweifeln nicht daran, daß die Bremer Volksschullehrer nicht so arges im Schilde geführt haben. Probleme zu lösen, lag ihnen fern. Die Lehrer haben nur gedankenlos wiederholt, was ihnen „freireligiöse“ und „sozial-ethische“ Gemeinden beständig einreden: daß die Moral unabhängig von allen Dogmen bestehen könne.

So oft hat man diese Behauptung schon gehört, daß man sich wohl allmählich das Recht erworben hat, sie bewiesen zu sehen. Bis jetzt ist nichts dergleichen geschehn. Es war zu viel zu tun. Man mußte die „Finstertlinge“ bekämpfen und über die Kirche spotten. Wäre man denn sonst nicht am Ende doch auf den Gedanken geraten, daß „Spießbürger“, die aus religiöser Überzeugung sittlich leben, mehr Menschenwürde haben als „Vernünftige“, die sich ohne jedes Vernunftargument an die herrschende Ethik halten? Die Gott abschaffen und sich trotzdem nach seinen Geboten richten, die die Offenbarung leugnen und sie doch befolgen? Der Darwinist und „Sozialethiker“ Carneri sagt einmal: „Nichts liegt uns ferner, als die Sittlichkeit aus den Gesetzen des Kampfes ums Dasein ableiten zu wollen.“

Hätten die „Berechnenden“ nicht längst einsehen müssen, daß diese Carnerschen Worte Faustschläge sind gegen alle Logik und Konsequenz? Und daß die Ideen der „Freireligiösen“ eine kompromittierende Ähnlichkeit mit den Anschauungen aufweisen, die Kant in der Kritik der praktischen Vernunft als ein „Koalitionssystem widersprechender Grundsätze voll Unredlichkeit und Seichtigkeit“ gebrandmarkt hat?

Was sich dem Gläubigen als die zwingende Notwendigkeit seiner religiösen Meinungen darstellt, das ist beim Atheisten Carneri nur eine fixe Idee. Warum verschmäht er es denn, die Sittlichkeit aus den Gesetzen des Kampfes ums Dasein abzuleiten? Weil er recht gut weiß, daß ohne metaphysische Postulate nicht einmal das Gebot der Nächstenliebe zu retten ist. Weil er recht gut weiß, daß die altruistische Ethik auf der christlichen Metaphysik beruht, mit dieser steht und fällt.

Und erwartet man wirklich, daß die Jugend, der man halbe „Aufklärung“ geboten hat, ohne Christentum christliche Moral üben wird? Man möge sich nicht täuschen. Es könnte sich eines Tages ereignen, daß sich kluge Jünglingsaugen verwundert auf die atheisstischen Sittlichkeitsprediger richteten, und daß die jungen Leute fragten: „Warum sollen wir dieser altruistischen Moral gehorchen, wenn unter allen unsern Lehrern kein einziger imstande ist, zu dieser Moral eine vernunftgemäße und dabei dogmenfreie Begründung zu liefern?“

Man braucht nicht gerade Friedrich Nietzsche zu nennen, wenn man dartun will, daß sich der Altruismus der Kulturmenschen nur auf religiöse Überzeugungen stützt. Ein Mann, dem die „Freireligiösen“ (allerdings aus bloßer Unwissenheit) sehr zugetan sind, Baruch Spinoza, schrieb vor beinahe zweihundertfünfzig Jahren: „Mit dem höchsten natürlichen Recht . . . verzehren die Größern die Kleinen. . . Das Recht jedes einzelnen Individuums reicht so weit wie seine Macht.“ (Theologisch-politischer Traktat, Kap. 16.) Was sagen unsre ahnungslosen liberalen und sozialdemokratischen Atheisten zu diesem Resultat der Religionslosigkeit? Wer wagt es noch, von einem solchen Standpunkt aus die Autokratie als unsittlich zu verurteilen? Und beweist denn nicht das Beispiel Carneri zur Genüge, daß von der modernen Naturwissenschaft zur Demokratie nur ein Weg führt: die Inkonsequenz?

Recht ohne Macht setzt den Begriff einer höhern sittlichen Weltordnung voraus. Diesen Begriff hat die Demokratie törichterweise dem Atheismus geopfert. Und fürwahr — wenn die „reaktionär“ und die aristokratisch Gesinnten so böse Menschen wären, wie man in liberalen Kreisen behauptet, dann müßten die Konservativen an den Bremer Volksschullehrern eine satanische Freude haben; sie würden teuflisch lachen über den undankbaren Atheismus, der sich am bittersten gerade an der Richtung rächt, die die naturwissenschaftlichen Theorien am lautesten bejubelt, die alte Kirche am eifrigsten beschimpft hat: an der Demokratie.

Max Steiner

**Spiritismus.** Dr. Richard Hennig hat der Darstellung und Erklärung der sogenannten okkulten Erscheinungen das zweibändige Werk: Wunder und Wissenschaft gewidmet. Den ersten Band kennen wir nicht. Der zweite ist unter dem Titel „Der moderne Spuk- und Geisterglauben, eine Kritik und Erklärung der spiritistischen Phänomene“, mit einem Vorwort vom Universitätsprofessor Dr. Max Dessoir im Gutenbergverlag Dr. Ernst Schulze zu Hamburg 1906 erschienen und als abschließendes Ergebnis der Untersuchungen des Gegenstandes zu empfehlen. In einem besondern Abschnitt werden die Fehlerquellen der spiritistischen Beweisführung behandelt. Die Hauptfehlerquelle besteht in der Nichtberücksichtigung

der Tatsache, daß genaues Beobachten eine der schwierigsten Künste ist, in der es kein Mensch zu absoluter Vollkommenheit bringt, und daß bei den meisten Menschen die Ungenauigkeit durch jede Gemütsaufregung, namentlich durch Furcht, Hoffnung und Erwartung (Hör ich das Pförtchen nicht gehn? Hat nicht der Kegel geklirrt?), sowie durch Dunkelheit, ungewöhnliche Lage und Umgebung ins unglaubliche gesteigert wird. Auch bei völlig normaler Beschaffenheit aller Sinnesorgane stellen sich dann Sinnesstäuschungen aller Art ein, und in einer spiritistischen Séance vereint sich der Gemütszustand der Teilnehmer mit der Beschaffenheit des Ortes, der Person, die den Geist oder die Geister spielt, die Ausübung ihrer Kunst leicht zu machen. Die versammelten Gläubigen sehen, hören, riechen, fühlen alles, was sie zu sehen, zu hören oder sonst wahrzunehmen wünschen und erwarten, auch wenn gar nichts passiert, und ein Lichtschimmer, ein Schatten genügt, in ihrer Einbildung das Allergrößte passieren zu lassen. Doch ist es nach Henning nicht richtig, mit Eduard von Hartmann alle in diesen Konventkeln vorkommenden Täuschungen auf Halluzinationen zurückführen zu wollen. Ganze Klassen dieser Täuschungen, so namentlich alle „Materialisationen“, sind einfach Betrug. Und zwar sind es Taschenspieler zweiter Güte, die sich auf den Spiritismus verlegen: Leute, deren taschenspielerisches Geschick nicht ausreicht für Vorstellungen im hellen Lampenlicht und vor einem Publikum, das aufpaßt, um den Trick herauszubekommen. Hinter dem Spuk- und Poltergeist steckt gewöhnlich entweder ein sehr geschickter dummer Junge oder ein solches Mädel. Papa Brangel ist einmal durch einen kleinen Schornsteinfeger, der wider Willen und unbewußt im Berliner Schlosse die Weiße Dame spielte, so erschreckt worden, daß er nach dem Pastor schickte. Einer wunderbaren, aus zarter und inniger Liebe zu dem verstorbenen Töchterchen entsprungenen Halluzination ist der gar nicht abergläubische Feldmarschall Steinmetz erlegen; selbstverständlich bei voller Einsicht in den halluzinatorischen Charakter der Erscheinung. Der Trancezustand, der auf Autosuggestion beruht, hat Verwandtschaft mit einer ganzen Reihe von mystischen Erscheinungen, die, wie Ekstase, Zungenreden, Stigmatisation, Besessenheit ihrerseits wieder mit dem Wahnsinn zusammenhängen. Besessenheit ist Wahnsinn, wenn nicht bloß gewisse Krankheits Symptome von andern als Wirkungen eines innewohnenden Teufels gedeutet werden, sondern der Kranke selbst sich einbildet, daß er einen Dämon beherberge. Eine ähnliche Einbildung hat den Werwolf, d. i. Mannwolglauben erzeugt. Wenn der Wahnsinnige behauptet, daß er ein Hund oder Wolf sei, wenn er bellt und auf allen vieren läuft oder Menschen anfällt und beißt, so glaubt seine abergläubische Umgebung, wirklich ein Tier zu sehen. Sehr interessant sind die Mitteilungen aus dem Buche des Genfer Professors Flournoy: *Des Indes à la planète Mars. Étude sur un cas de somnambulisme avec glossolalie*. Flournoy berichtet darin über die Kundgebungen des Mediums Helene Smith. Diese Person war in einem Handelshause angestellt und tüchtig in ihrem Berufe, gab aber in ihren freien Stunden — nicht zum Zweck des Erwerbs, sondern gutgläubig — mediumistische Vorstellungen. Erlebnisse ihrer Jugend hatten in ihr den Glauben erzeugt, daß ein Schutzgeist ihr nahe sei, der ihr mitunter körperlich erscheine. Eine Zeit lang galt ihr Victor Hugo als Schutzgeist; an dessen Stelle trat später „Geopolb“, von dem herauskam, daß er Cagliostro war. Sie selbst bildete sich ein, die reinkarnierte Marie Antoinette zu sein; später war sie die Prinzessin Simandini, Tochter eines Araberscheichs und Gemahlin des indischen Fürsten Sivruka Nayaka. Zuletzt hat sie Ausflüge auf den Planeten Mars gemacht. Eines Tages schrieb sie im somnambulen Schlafe einen arabischen Spruch in arabischer Schrift ab, den ihr der Araberscheich vor Augen hielt. Übersetzen konnte sie den Spruch nicht, im wachen Zustande auch nicht lesen. Nach langem vergeblichem Forschen löste sich zuletzt das

Rätsel. Der Hausarzt der Familie hatte vor Jahren eine Reiseschilderung: Ein Kabylio herausgegeben und in jedes der verschenkten Exemplare eine Widmung geschrieben mit einem angehängten arabischen Spruch. Helene konnte sich nicht erinnern, eins der Exemplare gesehen zu haben, aber ohne Zweifel hat sie eins gesehen gehabt, und die Schriftzüge haben sich ihrem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt, ohne je im wachen Zustande die Schwelle ihres Bewußtseins zu überschreiten. Alle Fälle, in denen ungebildete Personen oder Kinder in fremden Sprachen reden oder schreiben, sind auf das „unterbewußte Gedächtnis“ zurückzuführen, wie das Tischrücken und ähnliche Geisterkundgebungen auf „unterbewußte“ Muskeltätigkeit. Die Wunder wäre man nun also los in den Fällen, wo Betrug ausgeschlossen ist, aber die Natur wird dafür mit physiologischen Leistungen ausgestattet, die uns kaum weniger unerklärlich und wunderbar vorkommen wie die eigentlich sogenannten Wunder.

Wir haben einmal das Wort eines Autors angeführt: Der Glaube so vieler Katholiken an Wunder und sogar an den Schwindel der fingierten Miß Vaughan beweise nicht die ungeheure Dummheit, sondern die ungeheure Trostbedürftigkeit der Menschen. Der Durchschnittsmensch findet nun einmal kein Genüge an dem, was die Wirklichkeit bietet; seine Seele fordert mit Angestüm eine Ergänzung dieser Wirklichkeit durch ein Jenseits. Und nur wenige bringen es zu der Resignation, die dazu nötig ist, mit Kant sich klar zu machen, daß wir an dieses Jenseits zwar glauben und darauf hoffen dürfen und sollen, daß wir aber von ihm nichts wissen und mit ihm nicht verkehren können. Die Macht der katholischen Kirche über Millionen Gemüter beruht zum Teil auf ihrem naiven Glauben, daß sie die Jhrigen durch mehrerlei Kanäle mit dem Jenseits in Verbindung setzen könne. Da sie dabei immer noch klug Polizei übt, wirkt der Aberglaube, den sie teils hegt teils zuläßt, weniger verderblich als der außerhalb ihres Bereichs wild wuchernde der Schwärmerischen, mehr oder weniger dem Okkultismus huldigenden Sekten. Weil die Gläubigen, die kirchlichen wie die unkirchlichen, glauben wollen, so sind sie schlechterdings nicht zu bekehren, weder durch wissenschaftliche Beweise noch durch die polizeiliche Entlarvung. In Chicago gibt es außer den berühmten Wurstfabriken auch ein Warenhaus für Geisterartikel wie Masken und Hände. Das einkaufende Medium bemerkt gewöhnlich, es habe vorübergehend seine vierdimensionale Kraft verloren und müsse künstlich nachhelfen, um seinen Beruf ausüben zu können.

Vom Nährwert der Pilze. Von einem unsrer Leser, Herrn Generalarzt Dr. Hirsch, erhalten wir zu dem Aufsatz in Nummer 11 der Grenzboten: „Unsre wichtigsten Nahrungsmittel und ihre Nährwertbeurteilung“ folgende Bemerkungen. Es heißt in dem Aufsatz: „In dieser Hinsicht — nämlich in dem hohen Gehalt der Hülsenfrüchte an eiweißartigen Stoffen — wetteifern mit ihnen die Speisepilze, deren Stickstoffgehalt dem der Halmgetreidemehle noch weit überlegen ist. Die an Stickstoff ärmern Speisepilze nähern sich in bezug auf Nährwert den Hülsenfrüchten, der Stickstoff der meisten Speisepilze ist aber überhaupt doppelt bis dreifach so groß wie der des Weizenmehls; den höchsten Stickstoffgehalt hat der Champignon mit 7,26 Prozent, was einem Eiweißgehalt von 45,37 Prozent entspricht. Bei dem Steinpilze, dem Eierschwamm, dem Ziegenbart, der Morchel und der Trüffel beträgt der Gehalt an eiweißartigen Stoffen 22,82 bis 36,32 Prozent.“

Diese Zahlen stimmen mit denen der von mir eingesehenen Quellen durchaus überein, sie beziehen sich aber, was eben der Verfasser des Aufsatzes übersehen hat, auf die Trockensubstanz, getrocknet bei 100° C. Wenn man aber den Nährwert verschiedener Nahrungsmittel vergleichen will, kann man nur den Zustand und die Art

der Zubereitung zugrunde legen, in denen sie als Nahrung verwandt werden. Bei den Speisepilzen ist dies der frische Zustand, wie bei den grünen Gemüsen: den Kohlarten, den Rüben, dem Blumenkohl usw.; getrocknet sind sie als Nahrungsmittel nicht brauchbar. Auch die an der Luft getrockneten Pilze sind nach dem Wiederaufquellen mit Ausnahme der Morchel, die aber auch nur in kleinen Mengen als Zutat zu andern Speisen genossen wird, nicht als eigentliche Nahrungsmittel brauchbar und kommen nur als Würze des Fleisches beim Braten und Kochen oder als Einlage in Suppen in ganz geringen Mengen zur Verwendung. Die Speisepilze in frischem Zustande, wie sie fast ausschließlich als Nahrung in Gebrauch kommen, haben aber einen Wassergehalt von 90 bis 94,25 Prozent, ihr Gehalt an eiweißartigen Stoffen beträgt demnach nicht 22,82 bis 45,37 Prozent, sondern nur 2,28 bis 4,53 Prozent, ist also nicht wesentlich höher als der der grünen Bohnen, des Blumenkohls und der Kohlrübe (2,5 bis 3 Prozent). Das Pilzmerkblatt des Kaiserlichen Gesundheitsamts sagt darüber: „Im allgemeinen bestehen Pilze zu Neunzehnteln aus Wasser. Von dem verbleibenden Rest ist ungefähr ein Viertel für den Menschen ausnutzbares Eiweiß. Zwei Pfund frische Pilze enthalten etwa so viel verdauliches Eiweiß wie hundert Gramm frisches Fleisch.“

Es ist aber außerdem noch zu berücksichtigen, daß große Mengen von Brot, von Hülsenfrüchten und besonders von Pilzen eine schwer verdauliche Kost bilden, und daß deren Eiweißgehalt nicht vollkommen ausgenutzt wird; beim Brot verbleiben je nach der Sorte 20 bis 42 Prozent Eiweiß im Kot (G. Meyer, Ernährungsversuche), mindestens die gleiche Menge bei den Hülsenfrüchten und bei den Pilzen.

Als Volksnahrungsmittel könnten die Pilze aber ferner nur in Betracht kommen in den räumlich beschränkten und meist dünn bevölkerten Bezirken ihrer Standorte, und wenn sie von den Verbrauchern selbst eingesammelt werden. Als Marktware in den Städten ist ihr Preis so hoch, daß er zu dem geringen Nährwert in keinem entsprechenden Verhältnis steht, denn hundert Gramm Fleisch kosten etwa 15 Pfennige, zwei Pfund Eierchwämme, die den gleichen Eiweißgehalt, aber bei geringerer Verdaulichkeit haben, kosten 40 bis 50 Pfennige, Steinpilze sind noch viel teurer. Für die dichte Arbeiterbevölkerung der mittlern und der großen Industriestädte können deshalb Pilze als Volksnahrungsmittel nur eine unbedeutende Rolle spielen. Die Schlußfolgerung des Verfassers: „daß unter allen Nahrungsmitteln pflanzlicher Natur die Speisepilze mit die allernährhaftesten und in dieser Eigenschaft von ganz besonders großer volkswirtschaftlicher Bedeutung sind“, muß als ein Irrtum bezeichnet werden.

Don Quixote. Der finnreiche Junker von der Mancha von Miguel de Cervantes Saavedra, übersetzt, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen von Ludwig Braunsfels. Neue, revidierte Jubiläumsausgabe, Straßburg, Trübner; vier Bände Großoktav, 10 Mark. Der Übersetzer ist ein längst verstorbener Frankfurter Jurist, dessen Nibelungenlied einst unter die beliebtesten Bücher meiner Kinderzeit gehörte. Die Revision hat der Professor der romanischen Sprachen Heinrich Morf, früher in Bern, übernommen; von ihm rühren auch die Bemerkungen über Aussprache und Literaturgeschichtliches her. Die Übersetzung verdient den Vorzug vor der Tieck'schen. Die Ausstattung ist sehr schön und der Preis ungewöhnlich niedrig.

